



Universität
Basel

Departement
Altertumswissenschaften



42. Metageitnia

Universität Basel
13.–14. Januar 2023

Aristophanes gegen Platon? Der Fall Aristyllos

Andreas Bagordo, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Ausgehend von einem *kōmōdoumenos* namens Aristyllos in Ar. Eccl. 644–50bis und Plut. 312–5 wurde eine Identifikation desselben mit Platon (dessen Geburtsname Aristokles war) vermutet, und darauf eine Theorie aufgebaut, nach der Aristophanes die erste Fassung der *Politeia* (V 449a–57d) verspottet hätte, wo die Kallipolis durch die politische Rolle der Frauen, deren sexuelle Freiheit sowie die Weiber- und

Kindergemeinschaft gekennzeichnet ist. Die gravierendsten Folgen dieser Theorie sind die Nachdatierung der *Ekklesiazusen* und die Aberkennung der Urheberschaft für Ar. fr. 551 K.–A. aus den *Telemēsēs*. Eine Deutung einfacher Mechanismen der aristophanischen Komik sowie ein taktvoller Umgang mit der literarischen Evidenz wird dazu verhelfen, diese prekäre und forcierte Rekonstruktion zu widerlegen.

Das Apollon-Heiligtum von Despotiko in der frühgriechischen Dichtung

Martin Bauer-Zetzmann, Universität Innsbruck

Bis heute ist die buchtartige Meerenge zwischen den Kykladeninseln Antiparos und Despotiko ein beliebter und geschützter Ankerplatz für Segler. In der Antike waren die beiden Inseln noch auf der Nordseite durch einen schmalen Isthmos verbunden, der mittlerweile dem steigenden Meeresspiegel und der Erosion zum Opfer gefallen ist, was die Bucht wohl noch attraktiver erscheinen liess.

Auf einer niedrigen Terrasse über dem Meer wurde dort seit 1997 das nach Delos zweitgrösste bekannte Heiligtum der Kykladen archäologisch ergraben, das seit dem 8. Jh. archäologisch nachweisbar ist, dessen monumentaler Ausbau aber in die zweite Hälfte

des 6. Jh. fällt. Der Provenienz der Keramik nach zu schliessen, handelte es sich um eine parische Gründung, die die westliche Grenze der parischen Chora bzw. Peraia markierte und die sich wohl gleichzeitig in bewusster Konkurrenz zu Delos befand.

Erstaunlich war zunächst, dass dieses bedeutende archaische Apollon-Heiligtum in den antiken Quellen keine Erwähnung gefunden zu haben schien. Mit einer Re-Lektüre und Neuinterpretation ausgewählter Texte lässt sich diese Ansicht jedoch revidieren und zugleich unser Verständnis der Okkasionalität frühgriechischer Lyrik erweitern.

Macht und Familie – Vater-Sohn-Beziehungen in Symmachus' Briefen

Katharina Blaas, Universität Tübingen

Q. Aurelius Symmachus bietet in seinem Briefcorpus einen faszinierenden Einblick in das breite, das gesamte römische Reich umspannende Beziehungsnetzwerk der Reichseliten im vierten Jahrhundert. Ebenso spannend allerdings sind die sozialen Bindungen auf einer enger umrissenen, im Wesentlichen die Kernfamilie betreffenden Ebene, welche wesentlich zur übergenerationalen Kontinuität dieser Eliten beitragen: So lässt sich das spezifisch römische Vater-Sohn-Verhältnis in seiner überlieferten Korrespondenz über drei Generationen hinweg rekonstruieren. Während die Beziehung zwischen dem Autor Symmachus und seinem Vater bereits von Michele R. Salzman (2006) in groben Zügen charakterisiert wurde, soll wiederum in diesem Vortrag die Beziehung zwischen Symmachus und seinem eigenen

Sohn Memmius untersucht werden, um festzustellen, ob sie ähnlichen Gesetzmäßigkeiten unterliegt oder vergleichbare Muster aufweist. Insgesamt soll dabei weniger die Frage nach historischen Belegen für römische Familienstrukturen im Zentrum stehen, sondern vielmehr der konkrete Niederschlag sozialer Bedingungen in der literarischen Produktion. Anhand ausgewählter Textstellen werden die Performanz von und die Auseinandersetzung mit intergenerationalen Beziehungen in der hoch literarisierten Form des Briefes exemplifiziert. Schließlich soll aber auch eine soziologische und kulturhistorische Perspektive eröffnet werden, um den Entstehungskontext der Korrespondenz nicht aus dem Blick zu verlieren und ihre Bedeutung als soziale Praxis innerhalb eines distinkten gesellschaftlichen Milieus zu würdigen.

Babrius' *Mythimabi* zwischen Fabel und Philosophie

Vittorio Bottini, Eberhard Karls Universität Tübingen / University of Toronto

In diesem Beitrag wird die These vertreten, dass Babrius in den beiden Prologen zu seinen *Mythimabi* seine Konzeption der Gattung der Fabel darlegt, indem er $\mu\theta\omicron\varsigma$ und $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ (zwei Begriffe, die in der Antike zur Bezeichnung von „Fabeln“ verwendet wurden) einander gegenüberstellt. Bekanntlich bezeichnet Babrius seine eigene Dichtung als $\mu\theta\iota\alpha\mu\beta\omicron\varsigma$ (Pr.2.9), ein *hapax legomenon*, das die beiden Begriffe kombiniert und seiner Sammlung den Titel gab. In Übereinstimmung mit dieser Definition charakterisiert Babrius seine Kompositionen sinnvollerweise immer als $\mu\theta\omicron\iota$ und niemals als $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$. Im zweiten Prolog unterstreicht das Wort $\mu\theta\omicron\varsigma$ den poetischen Charakter der Fabeln des Babrius, im Gegensatz zu den früheren Prosa-Fabeln, die als $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$ bezeichnet werden. Andererseits hebt unser Fabeldichter im ersten Prolog einen anderen Aspekt von program-matischer Bedeutung hervor: Die Fiktionalität seiner Fabeln. Ich behaupte, dass Babrius dieses Ziel vor allem durch die Interaktion mit zwei philosophischen Quellen, Platons *Phaidon* und *Politicus*, erreicht, indem er zeigt, dass eine Trennung zwischen der philo-sophischen Dimension seiner $\mu\theta\omicron\iota$ und ihrer literari-schen Form sowie ihrem Stil im Grunde künstlich ist. In der Einleitung der *Mythimabi* erinnert Babrius' Be-schreibung des goldenen Zeitalters daran, wie sich die Tiere $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$ erzählten, ähnlich wie das, was Babrius Branchus in Form von $\mu\theta\omicron\iota$ erzählt (Pr. 1.5-7). Die Änderung der Terminologie macht jedoch deut-lich, dass die $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$, die die Bewohner des Goldenen

Zeitalters miteinander teilen, wenn sie aus ihrem ur-sprünglichen Umfeld herausgelöst werden, in Form von $\mu\theta\omicron\iota$ erzählt werden, d. h. in Form von fiktiven Erzählungen, in denen die Tiere noch sprechen und mit Menschen und Göttern interagieren können. Im Gegensatz zu den bisherigen Behaup-tungen wird meine Untersuchung zeigen, dass die fabelhafte Welt und die reale Welt in den *Mythimabi* nicht übereinstimmen: Babrius kann diese stimmli-chen Interaktionen zwischen Tieren nur nachbilden, indem er $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$ in $\mu\theta\omicron\iota$ umwandelt und damit die Fä-higkeit der Tiere zu sprechen, die einst Realität war, fiktionalisiert. In diesem Zusammenhang erklärt Ba-brius seine Gegenüberstellung von $\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$ und $\mu\theta\omicron\iota$ weiter, indem er in seinen Prolog einen Verweis auf die Beschreibung des goldenen Zeitalters im *Politi-cus* (272c-d) einfügt. Außerdem verbindet er seinen Prolog zu seinem ersten Buch der $\mu\theta\omicron\iota$ in Versform mit dem Versuch des Sokrates, die Fabeln des Äsop im *Phaidon* in Verse zu fassen (61b), was eine Art Gründungsmythos für die Übersetzung der Fabeln des Äsops in die Poesie darstellt. Diese Anspielun-gen machen den Leser auf den unterhaltsamen, pädagogischen und poetischen Wert seiner $\mu\theta\omicron\iota$ aufmerksam. Gleichzeitig heben sie das Potenzial der Fabel hervor, die Wirklichkeit und ihre philoso-phischen Wahrheiten durch einen Prozess der Fikti-onalisierung darzustellen, der eine Umwandlung von $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$, „Wahrheit“, in $\mu\theta\omicron\varsigma$, „Fiktion“, erfordert.

La présence de Catulle dans la poésie neolatine de Andrea Navagero

Giandamiano Bovi - Université de Strasbourg / Université de Tours/Università di Parma

Au cours de mon intervention, je voudrais proposer de nouvelles observations sur la présence de Catulle dans la poésie néo-latine en Italie au XVI^e siècle. Après quelques considérations préliminaires sur la redécouverte de Catulle à la Renaissance et sa réutilisation par certains humanistes italiens, je vou-drais me concentrer sur le cas des *Lusus* d'Andrea Navagero.

Le poète vénitien (1483-1529) est l'auteur d'un re-cueil de vers latins sous le signe du genre pastoral (*Lusus*), mais les réminiscences de différents auteurs classiques ne se limitent pas à la poésie bucolique. Parmi ceux-ci, un rôle de premier plan est joué par Catulle, en particulier dans les sections amoureuses des *Lusus*. Au cours du discours, j'illustrerai quel-ques différentes manières de refaire les *carmina* de Catulle, dont les vers sont à la fois directement évo-qués et complètement recontextualisés.

Une grande partie des poèmes amoureux dédiés à Hyella s'inspirent des poèmes de Catulle, d'où sont tirées des références linguistiques et des images poétiques, souvent réinsérées dans des hendécasyllabes ou distiques élégiaques, les mètres typiques

de la poésie néocatulienne. Contrairement à ce que l'on attendait, les réminiscences ne concernent pas que les poèmes de Lesbia, car la technique intertex-tuelle adoptée par Navagero lui permet de soustraire de la matière à des vers de provenance différente pour la réadapter aux poèmes d'amour. Bref, il n'y a pas de linéarité absolue entre le contexte d'origine du matériel d'imitation et celui des nouveaux vers, même si pour la construction de la figure de Hyella le poète prend évidemment comme exemple celle de Lesbia. Je vais me concentrer en particulier sur le poème adressé aux amis Canal et Bembo, qui me permettra de montrer aussi comment faire des hypo-thèses sur le texte ou l'édition de Catulle utilisée par Navagero.

Je pourrai ainsi montrer comment ce chapitre de ma thèse de doctorat peut combler le vide entre la bi-bliographie précédente, justement intéressée par la redécouverte de Catulle au XVe siècle en Italie et par ses premières réécritures poétiques, et les études concernant la présence du classique en France dans la seconde moitié du XVI^e siècle.

Humanistica Helvetica : la littérature latine des humanistes suisses

Kevin Bovier, Université de Fribourg

Comment se caractérise le mouvement humaniste dans la Suisse du XVI^e siècle? Y a-t-il eu un humanisme typiquement suisse? Quelles en sont les caractéristiques? Quels thèmes sont abordés par les humanistes? Quels genres littéraires sont-ils privilégiés? Comment les humanistes se servent-ils de la littérature antique et à quelles fins? C'est à ces questions et à d'autres que tente de répondre le projet *Humanistica Helvetica*, financé par le Fonds National Suisse pour la recherche scientifique (FNS).

Les résultats de cette recherche sont présentés sur un site internet, où les textes des humanistes sont édités, traduits et commentés en allemand et en français. Six humanistes y reçoivent une attention particulière: Henri Glaréan, Joachim Vadian, Conrad Gessner, Johannes Fabricius Montanus, Rudolf Gwalther et Simon Lemnius. La présente communication consiste à présenter les grandes lignes du projet ainsi qu'une brève étude de cas.

Der keltisch-heroische Sänger und der leidende Heiland: Zur Rezeption der Biblepik des Kartäusermönchs Robert Clarke (1670) durch den irisch-deutschen Dichter Edmund Freiherr von Harold (1737-1808)

Oliver Budey, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Dass viele Adelige wertvolle Handschriften sammeln und begabte Literaten fördern, ist nichts Neues. Doch warum interessierte sich ein in einer verarmten irischen Adelsfamilie aufgewachsener Freiherr, der als Katholik sein protestantisch beherrschtes Heimatland verließ, um sich in Deutschland durch eine militärische Karriere zunächst in kurpfälzischen, später in königlich-bayerischen Diensten eine neue Existenz aufzubauen, in seinen Mußestunden ausgerechnet für ein rund 16.000 Hexameter langes lateinisches Biblepos in 17 Büchern, welches ein obskurer Kartäusermönch im belgischen Exil über einhundert Jahre zuvor (um 1650) verfasst hatte? Schließlich trat Edmund von Harold (1737-1808) vor allem als Übersetzer von James McPhersons Fälschungen der „*Gedichte Ossian's, eines alten celtischen Helden*

und Barden“ (1775) hervor und korrespondierte über diesen „Homer des Nordens“ mit niemand Geringerem als Johann Gottfried Herder (1744-1803). Und doch übersetzte er auch das gesamte, stark durch Vergil und Vida geprägte Biblepos Robert Clarke's ins Englische und stellte umfangreiche Recherchen in Belgien, Frankreich und England an, um möglichst viel über diesen mysteriösen Kartäusermönch herauszufinden. Ziel meines Vortrages ist es, neues Licht auf diese ungewöhnliche Rezeptionsgeschichte zu werfen. Dies verspricht nicht nur aufschlussreiche Erkenntnisse über die nationalen und internationalen literarischen Kreise, in denen der Freiherr sich bewegte, sondern lehrt auch, Clarke's barocke Biblepik selbst in einem überraschend neuen Licht zu sehen.

Antike Trauer und moderne Psychoanalyse: Trauerarbeit in Platons *Menexenos*

Joshua Burgert, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Der platonische *Menexenos* ist ein viel diskutierter Dialog. Besonders die Frage nach der Intention ist häufig Gegenstand der Untersuchungen. Denn einerseits lassen sich in der Rahmenhandlung des Dialogs und im Lobteil des Epitaphs eindeutig ironische Züge und parodistische Verweise auf Platons Vorgänger (Thukydides und Lysias) finden. Dadurch entsteht der Eindruck, dass das Genre Epitaph und dessen *Topoi ad absurdum* geführt werden.

Andererseits ist dies im Trostteil und insbesondere in der Rede der Gefallenen (246d-248d8) nicht der Fall. Hier herrscht vorwiegend ein ernster und mitfühlender Tonfall. Schon in der Antike wurde erkannt, dass die Rede der Gefallenen das Glanzstück des Epitaphs bildet und das Schlüsselmerkmal eine gewisse Personifikation (*Prosopopöie*) ist.

In meinem Vortrag werde ich die besondere Gestaltung aus psychoanalytischer Sicht analysieren, wobei das Stilmittel der *Prosopopöie* von entscheidender Rolle sein wird. Durch die Hinzunahme der modernen Psychoanalyse soll gezeigt werden, dass Platons Trauerarbeit als nachhaltig betrachtet werden kann. Abschließend soll durch einen kurzen Vergleich mit Platons Vorgängern dargestellt werden, wie innovativ und andersartig Platons Ansatz der Trauerarbeit ist, wodurch die Ähnlichkeiten zwischen der platonischen und modernen Trauerarbeit noch stärker hervortreten.

Die Beschreibung des asarotos oikos-Mosaiks bei Statius (silv. 1, 3, 47-57): die Täuschung des Naturalismus als andere Ästhetik

Stefania Cecere, Eberhard Karls Universität Tübingen

Statius' *silva* 1, 3 besteht aus einer Beschreibung der Villa von Vopiscus: Dieses Gedicht, wie viele anderen Villengedichte in den *Silvae*, lobt die Schönheit der Natur, die die Villa umgibt, und die Kunstwerke, die sich in der Villa befinden, zusammen mit der Technik, die ihre Anfertigung ermöglichte. Unter den vielen Kunstwerken sind vor allem die Fußböden, die Statius' Aufmerksamkeit wecken. In der ekphrastischen Passage dieser *silva* (1, 3, 47-57) wird ein ἀσάρωτος οἶκος (wörtlich übersetzt „ungefegtes Haus“) -Mosaik beschrieben. Es geht um eine besondere Art vom Boden, auf dem Speisereste (wie z.B. Früchte, Fischgräten, Hühnchenknochen und Muscheln) abgebildet wurden, wie er nach einem köstlichen Bankett aussehen musste. Die *Silvae* sind eine wichtige und seltene Quelle dafür; andere Quellen für die ins Lateinische übersetzte Wortverbindung sind Plinius der Ältere (nat. 36, 184) und Sidonius Apollinaris (Carmen 23). Sowohl Plinius als auch Statius heben den Realismus dieses Kunstwerkes hervor. Es ist so realistisch, das *trompe-l'oeil* so wirkungsvoll,

dass Statius selbst sagt, er sei so erschrocken, dass er nicht weitergehen wolle, weil er Angst habe, auf Gegenstände zu treten, die echt aussehen. Durch das rhetorische Mittel der Hyperbel lobt Statius den Realismus und die Schönheit des Mosaiks. Diese Art und Weise, Kunstwerke zu beschreiben, ist typisch für ekphrastische Beschreibungen, wo der Betrachter von der Wirklichkeitstreue des Bildes getäuscht wird. Ein Beispiel dafür ist u.a. die berühmte pliniansche Anekdote, wo der Künstler Parrhasios (zugleich Betrachter und Maler) durch den von Zeuxis gemalten Vorhang getäuscht wird (nat. 35, 65). In der *silva* 1, 3 von Statius geht es aber um einen „ungefegten Boden“, der den Dichter täuscht und erschreckt. Es lässt sich hier eine andere Ästhetik erkennen: Das Mosaik enthält eine solche Virtuosität, dass selbst Unordnung, sogar Schmutz, schön erscheint. Darüber hinaus ist es eindeutig, dass das hyperbolische Lob der Schönheit des Bodens und der Villa auf das Lob von Vopiscus selbst abzielt. Auf diese Aspekte fokussiert sich dieser Beitrag.

How can the soul obtain knowledge?

Sonsoles Costero Quiroga, Eberhard Karls Universität Tübingen

According to Neoplatonism, knowledge is a goal that we need to achieve. However, not all knowledge is valid and not every soul can obtain true knowledge. So, how did the Neoplatonists, in particular Olympiodorus and Proclus, deal with the problem of knowledge? In his commentary On Plato *First Alcibiades* (*in Alc.*), Olympiodorus has a unique way of interceding between the past and the present. He considers Proclus (AD 412–485), not only a reference, but a canonical philosopher to keep in mind in order to study in *Alc.* (Segonds 2011, p. 9). At the same time, he mimics the posture of one of his contemporaneous Damascius (c. AD 460–after 532), in this text (*in Alc.* 5.17-6.1) and considered these two authors the main bases of interpretation for *in Alc.* (Opsomer, 2010, p. 698). This conference will analyse the *scala virtutum* of Olympiodorus as a programme for acquiring *arete* in the

context of an in-depth study of the different modes of knowledge in Proclus, described in the *Tria Opuscula* to explore similarities in the Neoplatonic conception of climbing from the *doxa* (Procl. *de Prov.* 17) until the *enthousiastike arete* (*in Alc.* 129Bff), through theurgy (Iamblichus, On the Mysteries 1.11-12). In particular, the comparison of Proclus' opera *On Providence* 27-32 and Proclus' *in Alc.* 1.3-3.2 and Olympiodorus' work (*in Alc.* 204.15-205.7; 209.15-210.11) will illuminate the path of the study of knowledge in the sixth century. To pursue this aim, this conference will focus on primary sources such as *Vita Procli* 12-15; 18 from Marinus of Neapolis; Proclus *de Prov.* 18.48-52, 58; and Damascius (*Life of Isidore* 118B Athanassiadi). Additionally, I will draw on the studies of Dillon (1996), O'Meara (2012, 2013), Hoffman (1987), and Griffin (2014, 2016) to develop this picture.

Denys le Petit, traducteur fidèle de Grégoire de Nysse?

Thibault Emonet, Université de Fribourg

Le vaste sujet d'étude des traductions dans l'antiquité chrétienne recèle des zones encore peu explorées. Parmi celles-ci se trouvent les travaux de Denys le Petit et notamment sa traduction du commentaire sur la création de l'homme (*De hominis opificio*) de Grégoire de Nysse. Préparant une édition de cette version latine, j'essaie aussi de comprendre l'art de Denys en matière de traduction. Dans cette perspective, ma présentation interrogera la traduction de Denys au

prisme de la notion de fidélité, dont il se revendique dans sa préface. Comment l'envisage-t-il et, surtout, comment la pratique-t-il? Il s'agira de répondre en s'appuyant sur les quelques passages où il parle de ses traductions, mais surtout en observant des exemples concrets. Il sera alors possible de situer Denys par rapport à d'autres traducteurs chrétiens de l'Antiquité tardive et de voir en quoi il s'en distingue.

Vergils vierte Ekloge in „horazischen“ Hymnen als kirchenpolitisches Statement

Carolyn Giere, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Giovanni Pontano gilt als einer der wichtigsten neulateinischen Autoren im Renaissance-Humanismus des italienischen Quattrocento. Dass er neben astrophysikalischen Abhandlungen, dichtungstheoretischen Dialogen und liebeslyrischen Sammlungen auch ein Hymnenwerk vordergründig christlichen Inhalts verfasste, findet nur selten Erwähnung. Vielmehr wird die kleinere Sammlung *De laudibus divinis* (1458) als lediglich obligatorischer Teil seines Lehrauftrags gegenüber dem christlich zu erziehenden Neffen König Alfons I. am neapolitanischen Königshofe übergeben. Eine durch humanistische Akzente stilisierte und damit in ihrer Menschlichkeit herausgehobene Gottesmutter innerhalb der Hymnendichtung scheint in dieser Funktion nicht weiter erstaunlich. Beachtet man jedoch, dass auch die spätere, nicht mehr didaktisch intendierte und deshalb von Pontano selbst mit komplexen Änderungen versehene Fassung sei-

ner Hymnen (1505) dieselbe Betonung des marianischen Paradoxons der jungfräulichen Mutterschaft expliziert, lässt die Wichtigkeit des Dogmas für Pontano und sein Werk erahnen. Mit Blick auf den zeitgeschichtlich hochbrisanten innerkatholischen Dogmenstreit der *immaculata conceptio*, den zunächst auch das Konzil zu Basel (1431 – 1449) nicht beizulegen vermochte, soll der Vortrag anhand impliziter Textverweise und Rezeptionsstrategien (insbesondere zu Vergils vierter Ekloge) aufzeigen, inwieweit die Marienhymnen Pontanos mithilfe der Kommunikationspraktiken des gewählten Genres „horazischer Hymnen“ einen zumindest subtilen kirchenpolitischen Debattenbeitrag leisten – und insofern bereits wegweisend für politische Propagierungen innerhalb christlicher Hymnik des konfessionellen Zeitalters sein können.

Geschichte(n) schreiben. Caesars Überschreitung des Rubikon als literarisches Ereignis.

Simon Grund, Eberhard Karls Universität Tübingen

In der ‚Geschichte‘ des römischen Bürgerkrieges gibt es eine entscheidende Zäsur: Im Jahre 49 v. Chr. überschritt Caesar den Grenzfluss Rubikon und setzte damit die große „römische Revolution“ (Syme) in Gang, die schließlich nicht nur die Geschichte Roms, sondern auch die Geschichte der westlichen Welt nachhaltig veränderte. Die Überquerung des Rubikon mit einem Heer kam faktisch einer Kriegserklärung an die römische Republik gleich, da das Gebiet südlich des Flusses im Jahr 81 v. Chr. von Sulla offiziell entmilitarisiert worden war. Dabei soll er den bekannten Ausruf ‚Der Würfel ist gefallen‘ gesprochen haben (Suet. *Iul.* 32), der das Risiko seiner Unternehmung sentenzartig zusammenfasst.

Auffallend ist jedoch, dass Caesar selbst diesen vermeintlich folgenreichen Schritt in seinen eigenen Kommentaren nicht erwähnte, ebenso wenig wie seine Zeitgenossen Cicero in seinen Briefen oder Livius in seinem Geschichtswerk *Ab urbe condita*. Diese Leerstelle in den Quellen ist nicht allein durch die fehlende Überlieferung zu erklären: Die Überschreitung eines kleinen Grenzflusses zwischen zwei Provinzen des italischen Herzlandes hatte zu Caesars Zeit keine besondere Bedeutung wie etwa eine Expedition über den Rhein oder die Donau – und war für die Zeitgenossen schlichtweg nicht erwähnenswert. Erst nach der neronischen Zeit wurde die Überquerung des Flusses als ‚ein Ereignis epischen Ausmaßes‘

betrachtet, das symbolische Bedeutung erlangte: Die späteren Schriftsteller reflektierten über das Ende der Republik und suchten im Rückblick nach einem entscheidenden Wendepunkt in ihrem schicksalhaften Untergang. Man kann also sagen, dass der „Mythos des Rubikon“ – die ereignisreiche Grenzüberschreitung, die heute darin gesehen wird – eher eine literarische Konstruktion als ein historisches (d.h. faktisches) Ereignis ist.

Der Vortrag setzt sich mit drei der bekanntesten Erzählungen über den Rubikon bei Lucan, Plutarch und Sueton auseinander und analysiert diese im Hinblick auf die narratologische Kategorie der *Ereignishaftigkeit*. Dabei ist das Ziel, Formen und Funktionen ereignishafter Darstellung in den drei angeführten Werken zu beschreiben und als narrative Strategien zu interpretieren. Die transgenerische Ausweitung der Narratologie gerade auf faktuale Texte wie die Historiographie hat sich in der jüngeren Vergangenheit immer wieder als fruchtbare Heuristik erwiesen, um Verfahren des *emplotment* (White) strukturell greifbar zu machen. Auf diese Weise können Erkenntnisse nicht nur über das Verhältnis historischer und literarischer ‚Ereignisse‘, sondern auch über die Vielfalt an Erzählverfahren in der antiken Literatur gewonnen werden.

Nutzen und Gefahren von Emotionen in Laktanz' *Institutiones divinae*

Nikolas Hächler, Universität Zürich

Der in der Renaissance als *Cicero christianus* gefeierte Apologet Laktanz (ca. 250-ca. 325) beschäftigte sich insbesondere im 6. Buch seiner *Institutiones divinae* mit dem Nutzen und den Gefahren von Emotionen und sinnlichen Eindrücken für das gerechte Leben von Christen im Römischen Reich. In Auseinandersetzung mit paganen Philosophenschulen, darunter den Stoikern, den Epikureern sowie den Peripatetikern, entwirft Laktanz ein systematisches Lehrgebäude zum Umgang mit Sinneseindrücken, Stimmungen und Affekten, das keine radikale Unterdrückung emotionaler Zustände zum Ziel hatte, sondern einen differenzierten Umgang mit diesen ermöglichen sollte. Emotionen werden als gottgewollt-natürlicher Teil menschlicher Existenz und zugleich als wichtige Wegweiser hin zu tugendhaftem Verhalten verstanden. Ihre Bewertung erhalten sie allein aufgrund der ihnen zugewiesenen Ziele. Begierden nach weltlich-vergänglichen Dingen würden beispielsweise rasch in lasterhaftem Verhalten resul-

tieren, während die Lust nach himmlisch-göttlichen Objekten vom Verfasser stets positiv konnotiert wird. Das Streben nach wahrhafter Gerechtigkeit (*iustitia*), definiert als Dienst am wahren Christengott (*cultus veri dei*), erscheint dabei besonders erstrebenswert. Als negativ charakterisierte Emotionen sind dagegen über tugendhaft-geduldiges Verhalten zu kontrollieren, womit sie zu einem eigentlichen Training für ein gutes Leben in der Welt werden.

Der geplante Beitrag wird in einem ersten Schritt Laktanz' Umgang mit paganen Philosophenschulen aufgreifen, danach einen Überblick über sein eigenes Lehrgebäude verschaffen und seine Ausführungen zu menschlichen Emotionen schliesslich im Rahmen seiner in den *Institutiones divinae* entworfenen christlichen Ethik verorten. Auf diese Weise sollen Eindrücke zur Transformation philosophisch fundierter Wertvorstellungen im Werk eines christlichen Apologeten zu Beginn der Spätantike vermittelt werden.

Adpensa Mundi tinniens in angulo: Campanellas Selbstübersetzung und das Phänomen lateinischer Übersetzungen in der Frühen Neuzeit

Julia Heideklang, Eberhard Karls Universität Tübingen

„Aufgehängt in einem Winkel der Welt“ (*adpensa mundi tinniens in angulo*), so beschreibt der Erstherausgeber der lateinischen Übersetzung, Tobias Adami, den Autor in seinem Widmungsgedicht (1623). Indem er den Namen des Autors als sprechenden Namen ausdeutet, macht er Campanella zu einer kleinen Glocke (*Campanula*), deren Klangkraft die Verbreitung seines Wissens über die Welt bedingt. Die Verwandlung sowie die gleichzeitige Schrumpfung Italiens zu einem ‚Winkel der Welt‘ (*in angulo mundi*) erinnern an andere auktoriale Raummetaphern wie etwa den berühmten Schwanenflug des römischen Dichters Horaz (carm. 2,20). Das Widmungsgedicht

bietet einen interessanten Ausgangspunkt für eine Betrachtung des komplexen und vielschichtigen Kontextes von Campanellas Selbstübersetzung seiner utopischen Schrift *La Città del Sole* ins Lateinische als *Civitas Solis*. Im Rahmen des Vortrages sollen daher von der Glockenmetapher ausgehend der bzw. die Übersetzungsprozesse, bei denen sprachliche, literarische, kulturelle, politische und mediale Faktoren zusammenwirken, analysiert werden. Dabei möchte ich vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Druckeditionen die Analyse des paratextuellen Apparates mit einem kurzen Vergleich des Italienischen und Lateinischen Werks verbinden.

Tragische Ironie in der Apologie des Sokrates

Tobias Joho, Universität Bern

Ziel dieses Vortrags ist, zu zeigen, daß sich Sokrates in der Apologie einer bestimmten Art von Ironie bedient, die man gemeinhin mit der griechischen Tragödie verbindet. Ironie im fraglichen Sinn setzt voraus, daß bestimmte Worte einen semantisch zweideutigen Charakter haben, und entspringt dem Widerspiel zwischen einer offenkundigen Sinnebene, die sich in der jeweils vorliegenden Situation unmittelbar aufdrängt, und einem verborgenen Gehalt, der zunächst weniger auffällig, aber letztlich entscheidend ist. Die unmittelbar zugängliche Bedeutungsebene ist meist

recht harmlos, wohingegen die verborgene Variante bedrohliche Schlußfolgerungen nahelegt. An Schlüsselstellen der Apologie greift Sokrates auf Termini der attischen Gerichtssprache zurück, die den bezeichneten semantischen Zwiespalt aufweisen. Die wörtliche Bedeutung dieser Ausdrücke verweist auf ein Bedeutungsfeld, das sich mit den Begriffen Jagd und Flucht umreißen läßt. Indem Sokrates die Zweideutigkeit dieser Ausdrücke hervortreten läßt, vergleicht er einen Prozeß in Athen, der eigentlich der Findung eines gerechten Urteils dienen soll, mit einer wilden

Hatz. Durch diese Redeweise macht der Angeklagte Sokrates implizit der attischen Demokratie den Prozeß, wobei unklar bleibt, ob seine Richter den verborgenen Gehalt von Sokrates' Worten überhaupt erfassen. Dieser Aspekt erinnert an ein weiteres Element

der tragischen Ironie, die sogenannten Trugrede, bei der eine Figur auf der Bühne einen ahnungslosen Gegenüber hämisch vorführt, ohne daß der Betreffende den intendierten Sinn der Worte des Sprechers zu erfassen vermag.

Einige Bemerkungen zu Gott als ἄρρητος in Philon von Alexandria

Lucia Lombardi, Eberhard Karls Universität Tübingen / Universität Salerno

Der vorgeschlagene Beitrag betrifft den Apophatismus bei Philon von Alexandria und ist Teil des umfassenderen Themas der Entstehung der negativen Theologie. Insbesondere wird in Anlehnung an der von D. T. Runia (1988) vorgeschlagenen «contextual method» eine Analyse einiger im philonischen Korpus enthaltener Wörter oder Ausdrücke vorgeschlagen. Diese sind besonders nützlich, um die Entstehung und Entwicklung des Apophatismus im Medioplatonismus zu verfolgen: Dazu gehören beispielsweise die Adjektive ἀκατάληπτος, ἄρρητος oder ἀκατονόμαστος. E. R. Dodds (1928), hob die Unähnlichkeit zwischen dem Einen bei Plotin, «jenseits von Sein und Denken», und dem Gott bei Philon hervor, der stattdessen ὄν und νοῦς genannt wird. In diesem Kontext verwirft der Wissenschaftler die Hypothese, dass der Alexandriner ein Vorläufer des Plotins sein könnte, und stellt außerdem eine strukturelle Inkonsistenz im System von Philon fest: Der farbenfrohe Ausdruck «his eclecticism is that of the jackdaw rather than the philosopher» ist in diesem Zusammenhang wohl bekannt und beredt. Die Schlussfolgerungen von H. A. Wolfson (1962³) sind anders: Er stellt fest, dass die Vorstellungen von der Unbeschreiblichkeit Gottes und der Unmöglichkeit, ihm Namen zu geben, weder bei Platon noch bei Aristoteles oder allgemein in den griechischen Quellen vor Philon zu finden sind. Philon würde somit eine führende Rolle bei der Entwicklung des Apophatismus spielen. Ein unabdingbarer Beitrag, auf den oft verwiesen wird, wenn es um dieses Thema geht, ist der von F. Calabi (2002). Die Wissenschaftlerin führt einerseits die Unmöglich-

keit für den Menschen, einen angemessenen Namen für Gott zu kennen, auf die jüdische Tradition zurück. Diese Position impliziert nicht, dass Gott ontologisch namenlos ist: Sie verweist lediglich auf eine theoretische Beschränkung der menschlichen Sprache. Andererseits erkennt Calabi in der konstitutiven Unmöglichkeit, über Gott zu predigen (obwohl sie bei Philo vorhanden ist), eine Interpretation des platonischen *Parmenides*. Die Gelehrte argumentiert darüber hinaus für eine wesentliche Kompatibilität zwischen *via negationis*, *via eminentiae* und *via analogiae* im philonischen Denken. Die vorgeschlagene Analyse, die sich auf die nützlichen Synthesen von S. Lilla (1982-1992) (der die Passagen zur apophatischen Dimension sammelt) und den Beitrag von I. Ramelli (2017) stützt, untersucht auch die Arbeit von L. A. Montes-Peral (1987), die bis heute die einzige systematische Monographie darstellt, die sich speziell und vollständig dem Problem der Unvorstellbarkeit Gottes bei Philo widmet. In der letztgenannten Studie wird eine Unterscheidung zwischen der Transzendenz und der Immanenz Gottes vorgeschlagen, die jedoch das grundsätzliche Problem ihrer Vereinbarkeit nur anreißt. Mein Aufsatz diskutiert unter anderem den philonischen Gebrauch von κατάχρησις: Runia schreibt Philo einen theologischen Gebrauch des letzteren zu (den so genannten «narrow sense»), der eng mit der negativen Theologie verbunden ist: Die κατάχρησις würde demnach «the deliberate misuse of a word in order to represent a meaning for which no correct word is available» (1988: 84) bezeichnen.

Die Scholien zu Pindars *Isthmien*: Schlaglichter auf unsere Neuedition

Arlette Neumann-Hartmann und Orlando Poltera, Université de Fribourg

Vor rund 100 Jahren hat A. B. Drachmann die erste kritische Gesamtausgabe der Scholien zu Pindars *Epinikien* vorgelegt. Bis heute ist dies die massgebende Ausgabe, auch wenn sie in der Zwischenzeit als völlig überholt gelten muss. So geht die an der Universität Freiburg (CH) in Angriff genommene Neuedition insbesondere von den Haupthandschriften des Pindartextes aus, auf denen Maehlers Ausgabe der *Epinikien* beruht, so dass eine vollständige Übereinstimmung zwischen den Überlieferungsträgern von Pindars Text und den Scholien erreicht wird. Begleitet wird die Edition von einer deutschen Erstübersetzung, der Erläuterungen in Form knapper Anmerkungen beigegeben sind. Der Abschluss des ersten

Teils dieses Projekts, das die Edition der Scholien zu den *Isthmien* beinhaltet, bietet einerseits Gelegenheit, das Projekt als Ganzes vorzustellen und dabei Schwierigkeiten anzusprechen, die sich bei der Edition und Übersetzung solcher Texte ergeben. Andererseits wird anhand ausgewählter Scholien zu den *Isthmien* aufgezeigt, wie die Scholien zu einem besseren Verständnis einiger bis heute in der Forschung umstrittenen Stellen in Pindars *Epinikien* beitragen können und wie sie zugleich den Blick für die Arbeitsweise antiker Exegeten sowie für deren – manchmal unerwartet grossen – Einfluss auf die neuzeitlichen Philologinnen und Philologen zu schärfen vermögen.

Plutarch als Literat: Studien zum platonischen Dialog in der frühen Kaiserzeit

Francesco Padovani, Eberhard Karls Universität Tübingen / Alexander von Humboldt-Stiftung

Im Vergleich zu den zahlreichen Veröffentlichungen über die Dialoge Lukians sind die wissenschaftlich wertvollen Studien zur dialogischen Produktion Plutarchs unter dem literarischen Aspekt relativ spärlich. Nach der Veröffentlichung von Rudolf Hirzels Studie (1895) wurde das Thema des Dialogs bei Plutarch nur partiell angesprochen. Gegenstand meines Humboldt-Projekts, das ich bei den *Metageitnia* vorstellen möchte, ist die Rolle von Plutarch von Chaironeia als literarischer Autor von Dialogen nach dem platonischen Vorbild. Die erste Fragestellung des Projekts betrifft die Relevanz Platons bei Plutarch bzw. die formelle, stilistische, sprachliche und philosophische Reflexion Plutarchs über die platonischen Dialoge, die sich in seinen Werken zeigt, und die kunstvolle Umgestaltung des platonischen Vorbilds in seinen Dialogen. Darüber hinaus lässt sich beobachten, dass die traditionelle Hybridität der Gattung zu zahl-

reichen Innovationen des platonischen Vorbilds führt. Vor allem stellt die Rolle des Autors Plutarch innerhalb seiner Dialoge einen zentralen Wendepunkt im Unterschied zu Platon dar. Das Spiel mit der platonischen Tradition und der Autorrolle in den Dialogen setzt Plutarch in Beziehung mit anderen Autoren seiner Zeit, v.a. mit Lukian und Athenaios. Dies führt zur zweiten Fragestellung des Projekts, welche die bisher vernachlässigte Beziehung zwischen Plutarch als Autor von Dialogen und dem kulturellen Kontext der Zweiten Sophistik betrifft. Die Untersuchung der Umgestaltung des platonischen Dialogs bei Plutarch wird zudem Aufschluss darüber geben, inwieweit die Transformation des platonischen Vorbilds Plutarchs didaktischem Ziel als Mittelplatoniker und der Verstärkung seiner intellektuellen Autorität in seinem griechisch-römischen Kreis entspricht.

Pindare, un poète 'glocal' à plus d'un titre

Elodie Paillard, The University of Sydney / Universität Basel

Alors que les liens entre les poèmes pindariques et une variété d'espaces géographiques sont évidents, mon exposé montrera que Pindare se représentait également comme un pont entre les niveaux divin et humain, ainsi qu'entre groupes sociaux, notamment

les souverains et leurs sujets. Cette présentation abordera sous un angle nouveau la question du 'je' pindarique ainsi que les qualités à la fois locales et 'globales' des œuvres de Pindare en se focalisant sur un passage de la 2^e *Pythique*.

Dulce et decorum: Latein als gesprochene Sprache im Film – Horaz, Wilfred Owen und "The King's Man: The Beginning" (Matthew Vaughn 2021)

Wolfgang Polleichtner, Eberhard Karls Universität Tübingen

Die lateinische (und auch griechische Sprache) als im Film verwendete Sprache war wohl noch nie so populär wie heute. Von Sandra Bullock bis Alessandro Borghi sprechen die von Schauspielerinnen und Schauspielern wie ihnen verkörperte Rollen Latein (und manchmal auch Griechisch) – und das nicht nur im Antikfilm. Bisweilen können diese Rollen aber leider kein oder nicht ausreichend Latein wie Robert Shaw (oder Griechisch wie Saïd Taghmaoui) oder sie versuchen wie Channing Tatum, im Vorfeld einer Unterhaltung ein paar lateinische Brocken zusammenzusuchen, um mit ihrem Gegenüber mithalten zu können. In den Drehbüchern werden zum Teil neue Dialoge erfunden. Das Lateinische wird hier als gesprochene Fremdsprache und auch in seiner Bedeutung für die heutige Gesellschaft an sich hinterfragt: nicht nur von Eddie Murphy 2003 in der „Geistervilla“, sondern z.B. auch in „The Lost City – Das Geheimnis der verlorenen Stadt“ von Aaron und Adam Nee 2022. Andere Filme übernehmen demgegenüber Texte, wie sie schon in den jeweiligen literarischen Vorlagen

der Filme vorkommen (z.B. Robert Bolt: *A Man for All Seasons*, 1960). Auch antike Literatur wird in Übersetzung und im Original zum Teil sehr ausführlich in die Filme eingebaut (z.B. Tac. *ann.* 4.34 f. in „Das höhere Prinzip“ von Jiří Krejčík von 1960).

Einen auch vor dem Hintergrund weltpolitischer Ereignisse des Jahres 2022 besonders eindrücklichen Fall stellt in diesem Zusammenhang Matthew Vaughns kurz vor Weihnachten des Jahres 2021 in die Kinos gekommenes Prequel zu seinen *Kingsman*-Filmen von 2014 und 2017 dar. Schon James Bond musste sich ja 1969 „im Geheimdienst Ihrer Majestät“ mit lateinischen Sätzen auf Familienwappen auskennen. Agenten können also nicht erst seit Indiana Jones Latein. Und so soll dieser neue Film die Entstehung der Geheimorganisation, die in den beiden vorherigen *Kingsman*-Filmen die tragende Rolle spielt, aus den Umständen des 1. Weltkriegs erklären. Er verlässt dabei die Ebene leicht verdaulicher Unterhaltung. Es wird an Horaz gezeigt, wie zeitlos, ernst und verlogen, aber keineswegs ein-

mensional das Thema Krieg und persönliche Opfer von nahestehenden Individuen nicht nur die Generation Wilfred Owens (1893-1918) anging. Dichtung kann – wie bei Horaz – in ihrer Bedeutung reduziert und missbraucht werden. Dieser Film thematisiert die

Rezeptionsgeschichte von Hor. *carm.* 3,2,13 in der Gesellschaft Englands im Anfang des 20. Jahrhunderts und unsere eigene Positionierung zu dieser Rezeptionsgeschichte, wie sie uns nach wie vor direkt angeht.

Wer ist ein ‚Friedenmacher‘ (ΕΙΡΗΝΟΠΟΙΟΣ)? Philologische Annäherung an die siebte Seligpreisung (Mt 5,9)

Hans-Ulrich Rieger, Universität Zürich

Wer sind die εἰρηνοποιοί, die in Mt 5,9 glücklich gepriesen werden? Vielfältig sind die Deutungen, die seit der Antike ins Spiel gebracht wurden. Denkt man an die Sachlage eines Konfliktes, lassen sich in der Mannigfaltigkeit der Auslegungen drei Sinnentwürfe unterscheiden: εἰρηνοποιοί sind entweder solche, die einen Konflikt vermeiden, oder solche, die einen Konflikt schlichten, oder solche, die einen Konflikt selbst lösen. Innerhalb der Schriften des Neuen Tes-

taments kommt das Nomen εἰρηνοποιός nur in der siebten Seligpreisung vor. Die Frage nach möglichen vorausgesetzten Bedeutungen ist im Blick auf den herkömmlichen Wortgebrauch in der hellenischen und römischen Literatur und in der Septuaginta zu untersuchen. Was lässt sich aus Beispielen des herkömmlichen Wortgebrauchs für das Verständnis der εἰρηνοποιοί gewinnen?

„Gespenster gibt es wirklich“ – ein Blick auf die Nachtseite des protestantischen Humanismus in Ludwig Lavaters *De spectris*

Clemens Schlip, Université de Fribourg

1570 erschien in Genf die lateinische Ausgabe des „Gespensterbuchs“ (*De spectris, lemuribus* etc.) des Zürcher reformierten Gelehrten Ludwig Lavater (1527-1586), die der Autor selbst gegenüber der deutschen Erstausgabe von 1569 deutlich erweitert hatte. Diese lateinische Version verbreitete sich in ganz Europa und wurde in zahlreiche Volkssprachen übersetzt. *De spectris* warnt bezüglich der Existenz von Geistern auf der einen Seite vor Betrug und Leichtgläubigkeit, bejaht aber auf der anderen Seite grundsätzlich die Realität von Spukerscheinungen und anderen paranormalen Phänomenen und hat den Anspruch, diese wissenschaftlich zu systematisieren. Der Vortrag skizziert zum einen die geistes-

geschichtlichen Hintergründe von *De spectris* und weist auf, welche weiterreichenden argumentativen Ziele Lavater damit im Zeitalter der konfessionellen Spaltung verfolgte. Dabei wird zum anderen ein Aspekt intensiver beleuchtet, der in der eher theologisch und/oder folkloristisch ausgerichteten Forschung zu diesem Buch bisher vernachlässigt wurde: Lavaters Antikenrezeption, die in zahlreichen historischen Exempeln, Zitaten aus wissenschaftlichen (besonders auch medizinischen) Autoren sowie der Erwähnung antiker philosophischer Konzepte zum Ausdruck kommt und auch seine Terminologie und Systematik nachdrücklich beeinflusst.

***Linguarum non est praestantior ulla Latina.* Jacobus Handl Gallus (1550-1591) und die Idee eines paneuropäischen lateinischen Madrigals**

Felix Seibert, Eberhard Karls Universität Tübingen

Jacobus Handl „Gallus“ (1550-1591) wirkte als Kirchenmusiker in Olmütz und Prag im Umfeld des habsburgischen Hofes Rudolfs II. Neben seinem umfangreichen geistlichen Werk sind von ihm auch exakt 100 Madrigale weltlichen Inhalts überliefert, die seine Meisterschaft in der Verbindung franko-flämischer und venezianischer Kompositionskunst erkennen lassen. Entgegen zeitgenössischer Praxis sind die Madrigale, die in zwei Sammlungen unter den Titeln *Harmoniae morales* (1598/90) und *Moralia* (1596 posthum) herausgegeben wurden, nicht auf volkssprachliche, sondern auf lateinische Texte gestaltet. Die Breite der zugrunde gelegten Texte reicht dabei

von Klassikern der Antike (Catull, Vergil, Horaz, Ovid, Martial) über Anthologien und Spruchsammlungen (*Anthologia Latina*, *Carmina Proverbialia*, *Carmina Dictoria*) bis hin zu mutmaßlich zeitgenössischen anonymen Texten, womöglich sogar vom Komponisten selbst. Der Vortrag ordnet Gallus und sein weltliches Werk in das humanistische Umfeld des Prager Hofes ein und zeigt anhand der überlieferten Musikwerke und deren Paratexte, wie Gallus in Wort und Ton die Übertragung humanistischen Denkens und Arbeitens auf die Musikpraxis nicht nur fordert, sondern auch selbst exemplarisch umsetzt.

Jeux de piste à Onchestos

Camille Semenzato, Université de Neuchâtel

A la recherche d'un lieu propice pour y fonder son oracle, Apollon traverse la Béotie: Mykalessos; Teumessos; Thèbes, qui n'est encore qu'une forêt; Onchestos, lieu connu pour son sanctuaire consacré à Poséidon. Apollon ne s'arrête nulle part; ce ne sont pas des endroits pour lui. Mais la mention d'Onchestos donne la possibilité au chanteur de l'*Hymne homérique à Apollon* de faire une digression: pendant huit vers (231-238), il explique le rite qui s'y déroule, sous la protection de Poséidon, et qui implique un char et son équipage. Ces vers sont une énigme: pourquoi mentionner un tel rite dans un hymne

en l'honneur d'Apollon? Et comment le comprendre, dans son déroulement et sa fonction? Les commentaires à ce propos s'accordent uniquement sur un point, plutôt aporétique: avec Poséidon comme garant, le rite questionne le niveau de dressage du cheval. Ma présentation se veut une mise à l'épreuve de plusieurs pistes: lecture philologique et sémantique du texte grec; interprétation anthropologique du rapport cheval-homme; valorisation du contexte poétique et musical. A leurs croisements, un faisceau de nouvelles propositions interprétatives apparaît.

Eine vergilische Dichterkarriere in der Barock. Religion, Gelehrtheit und Witz

Simon Smets, Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien, Innsbruck / University College London

Mein Beitrag befasst sich mit dem *Poematum libri tres* (1728) des Olivier de Reylofs, eines Adligen aus Gent (heute in Belgien und zu seinen Lebzeiten Teil der spanischen und österreichischen Niederlande) aus dem frühen 18. Jahrhundert. Reylof war ein lateinischer Amateurdichter mit einem für seine Zeit bemerkenswert umfangreichen poetischen Oeuvre. Ich werde eine Einführung in den Inhalt des Werks geben und mich auf die wiederholten Anspielungen auf Vergil als Vorbild für die thematische Auswahl konzentrieren. Reylof eröffnet sein Werk mit einer topischen *Poetica*, nachdem er sich spielerisch in die Rolle des antiken Dichters begibt. Das Buch wird mit zwei Reihen von 10 Eklogen fortgesetzt, einer weltlichen und einer über das Leben Christi. Das bereits

angedeutete vergilische Muster wird mit den beiden folgenden didaktischen Gedichten, über Fische und Frösche, weitergeführt. Die verwendeten Quellen sind eine Mischung aus antiken und neulateinischen Autoren, dessen Angaben Reylof teilweise zugunsten von Fischarten aus der Region Gent und Umgebung verlässt. Dies ist das Ende des Trikolons Eklogen - didaktische Poesie (- Epos), denn letzteres wird nie erreicht. Stattdessen präsentiert uns Reylof unerwartet eine Antiklimax in der Form einer Oration 'Über nichts'. Ich argumentiere, dass dies ein bewusstes Spiel des Autors ist, eine Hinwendung zum Vertrauten und Sentimentalen und eine Abkehr von der gewaltigen Epik der Antiken.

Endzeit zwischen *computatio* und *coniectura*. Zur Paradoxalität der *Coniectura de ultimis diebus* von Nicolaus Cusanus

Katharina Stefaniw, Karl Eberhards Universität Tübingen

Die *Coniectura de ultimis diebus*, 1446 verfasst von Nicolaus Cusanus, bietet in ihrer paradoxalen Grundstruktur eine komplexe Verbindung von Erkenntnistheorie, Zeitphilosophie und Eschatologie. Als erstes gedrucktes Werk (1471) des bedeutenden Universalgelehrten am Übergang von Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit erfreute sich die *Coniectura* einer breiten Rezeptions- und Übersetzungsgeschichte. Der Vortrag und das Promotionsprojekt rücken die *Coniectura de ultimis diebus* durch die Analyse philologischer und philosophisch-theologischer Aspekte in einen

neuen Fokus der Cusanusforschung. Der Vortrag stellt hierzu erste Ergebnisse im Hinblick auf mögliche Paradoxalitäten vor. Nicht unerheblich ist hierbei die Verbindung des erkenntnistheoretischen Prinzips der *coniectura* mit computistischen Methoden der Tradition. Dabei scheinen nicht nur die inhaltlichen Aussagen *prima facie* paradoxal zu sein, Cusanus benutzt auch das Stilmittel des Paradoxons und antithetische Strukturen und steht durch seine originelle Denkweise *para-doxa*, gegen den zeitgenössischen Trend der apokalyptischen Endzeitberechnung.

Horace entre iambe et lyrique: l'Ode I, 7 à la croisée des genres

Olivier Thévenaz, Université de Lausanne

Horace publie le recueil des *Épodes* peu après la bataille d'Actium en regardant déjà vers la lyrique, qu'il annonce comme une poésie de paix après l'iambe des guerres civiles. Un tel résumé simplifie bien sûr à l'excès la redéfinition complexe du paysage tant politique que poétique dans ces années charnières. Le livre I des *Odes* est particulièrement intéressant pour l'articulation du nouveau recueil avec celui des *Épodes*, et plus généralement pour le positionnement générique d'Horace dans ce contexte en mutation.

Dans cet exposé, on se concentrera plus spécifiquement sur l'Ode I, 7 (*Laudabunt alii*), adressée à l'une des figures les plus représentatives des bouleversements des guerres civiles et du début du Principat, Lucius Munatius Plancus. Cette ode constitue presque un doublet de l'Épode 13 et reprend le même mètre que l'Épode 12, tout en intégrant de nombreux éléments épiques. Il s'agira de préciser la fonction politico-poétique de ce carrefour des genres.

Briseis als Leserin der Ilias

Kathrin Johanna Wankmiller, Universität Innsbruck

Das neunte Buch der Ilias als Prätext für Briseis' Schreiben an Achill (Ov. Her. 3) wurde bereits umfassend untersucht. Mit Hilfe der homerischen Vorlage können iliaskundige Ovidleser sogar den Zeitpunkt bestimmen, zu welchem die Sklavin den Brief verfasst haben muss. So dürften Odysseus' Bericht über die gescheiterte Presbeia und die darin geschilderte Drohung Achills, aus Troja abzureisen, Briseis dazu veranlasst haben, sich selbst an ihren Geliebten zu wenden.

Ich möchte in meinem Vortrag die Transformation der griechischen Vorlage noch genauer analysieren. Briseis scheint nämlich mehr zu wissen, als sie von Odysseus erfahren haben kann, ja sie erweckt ge-

radezu den Anschein, als habe sie das neunte Buch der Ilias selbst gelesen. Entscheidend für diese Interpretation ist die neue Kontextualisierung der bei Homer von Phoenix referierten Meleager-Geschichte: Sie soll sich bei dem Versuch, Achill in den Kampf zurückzurufen, als rhetorisch effizienter erweisen. Vor diesem Hintergrund erhalten die von Briseis gegen Ende des Briefes geäußerten Worte „*Plus ego quam Phoenix, plus quam facundus Ulixes, / plus ego quam Teucris, credite, frater agam*“ (V. 129–130) eine metapoetische Dimension und machen klar, dass es dem römischen Dichter in dem Brief auch darum geht, zu seinem griechischen Vorbild in Konkurrenz zu treten.

εἶναι δεύτερος (AP 9.25). Antipater von Sidon und die Poetik des Epigonalen

Simon Zuenelli, Universität Innsbruck

Das Epigramm AP 9.25, das sich als eine Aufschrift auf einer Buchrolle von Arats *Phainomena* inszeniert, stellt ein bedeutendes Testimonium für die Rezeption des Lehrgedichts dar. Trotz der widersprüchlichen Zuschreibung in der handschriftlichen Tradition (Leonidas von Tarent in der *Anthologia Palatina* bzw. Antipater in der *Anthologia Planudea*) gilt heute die Autorschaft des Leonidas als *communis opinio*. Im Gegensatz dazu möchte ich in diesem Vortrag dafür argumentieren, dass AP 9.25 aus der Feder des Antipater von Sidon stammt und eine zentrale Stellung innerhalb von dessen poetologischer Diskussion einnimmt.

In einem ersten Schritt werde ich herausarbeiten, dass für AP 9.25 der Aspekt der Epigonalität eine zentrale Rolle spielt: zum einen weil dieser Aspekt

– Arat wird als Nachahmer (δεύτερος) des Zeus präsentiert – explizit verhandelt wird, zum anderen weil AP 9.25 seine eigene epigonale Natur – das Epigramm ist nämlich selbst eine Imitation von Call. 56 HE (AP 9.507 = Epigr. 27 Pf.) – bewusst reflektiert. In einem zweiten Schritt werde ich aufzeigen, inwiefern die für AP 9.25 zentrale Diskussion von Epigonalität eine Parallele in den Epigrammen des Antipater von Sidon findet, der vor allem für seine Kunst der engen epigrammatischen Imitation bekannt ist. In diesem Zusammenhang werde ich dafür argumentieren, dass das spezifische selbstreflexive Verfahren der Imitation und das explizite Verhandeln von Epigonalität, die AP 9.25 mit anderen Epigrammen des Antipater teilt, zwei starke Argumente für eine Zuschreibung an den Dichter aus Sidon liefern.